

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mittelbadischer Courier. 1896-1936 1934

45 (20.11.1934) Illustriertes Unterhaltungsblatt

ansetzen, wie er mit Ihnen so brutal und gemein war. Mein Name ist Reichel", stellt er sich vor.

Er reicht ihr die Hand und sie legt zögernd die ihre in die seine.

"Ich danke Ihnen, Herr Reichel."

"Sprechen Sie nicht von Dank, ich tat nur, was jeder anständige Mensch auch getan hätte. Darf ich Sie ein Stück begleiten?"

"Bitte! Wie spät ist es denn schon?"

"Ein halb sieben."

"Schon? Dann muß ich mich beeilen."

"Saben Sie noch Beforgungen zu machen, Fräulein..."

"Evers. Entschuldigen Sie bitte, daß ich darauf vergaß."

"Bitte, bitte!"

"Beforgungen habe ich keine zu machen, aber ich bin Mitglied der Staatstheater und heute Abend haben wir Carmen."

Fritz Reichel ruft einen Taxi und nötigt dann Norma zum Einsteigen. Er setzt sich neben sie.

"Nationaltheater", ruft er dem Chauffeur zu.

"Glauben Sie, daß ich noch einen Platz für die Oper bekommen werde?"

"Vielleicht", antwortet Norma.

Still ist es um die zwei. Norma blickt zum Fenster in die Nacht hinaus und Fritz Reichel betrachtet von ihr unbemerkt das scharfe Profil ihres Antlitzes. So vergehen Minuten. Er will sich gerade mit einer Frage an sie wenden, als der Wagen mit einem Ruck hält.

Er hilft ihr zum Aussteigen und entlohnt dann den Chauffeur.

Unterdessen hat Norma aus ihrem Täschchen einen kleinen

Notizblock genommen und einige Zeilen darauf geschrieben. Sie reißt das Blatt ab und reicht es Fritz Reichel.

"Geben Sie diesen Zettel an der Kasse ab, dann werden Sie hoffentlich noch Glück haben. Und nochmals besten Dank für Ihre Liebenswürdigkeit. Mein Fühlen und Denken kann ich Ihnen nicht offenbaren, ich — ich darf es nicht. Guten Abend!"

"Guten Abend, Fräulein Evers! Kann ich Sie nach der Vorstellung nicht treffen..."

Norma ist bereits seinem Blick entchwunden.

"Eine sonderbare Frau", murmelt er und geht dann dem Theater zu.



"Hans" hat Zahnschmerzen!
Eine originelle Aufnahme eines zahnkranken Pferdes bei der Einlieferung in die Zahnklinik für Pferde in Berlin.

In ihrem Zimmer zieht sich Maria um. Sie will mit Hilde ins Theater gehen. Wohl hatte sie lange hin und her gedacht, denn sie meinte es sei nicht schicklich, nach so geringer Zeit, seit dem Tode ihres Mannes, dem Vergnügen nachzugehen. Nun hat sie sich doch entschlossen und sie freut sich auf den Abend, denn in der Provinz hatte sie wenig Gelegenheit, in ein gutes Theater zu kommen.

Sie streift ein einfaches schwarzes Crepe-Georgette-Kleid über und beseht sich im Spiegel.

"Wie bleich ich bin."

Als sie sich dem Schrank zuwendet um ihren Mantel zu holen, fällt ihr Blick zufällig auf den Boden. Da bemerkt sie ein kleines, schmales Kärtchen. Rasch hebt sie es auf.

(Fortsetzung folgt.)

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Nr. 45 / 1934 Beilage zum „Mittelbadischen Kurier“ 60. Jahrgang



Bayertor in Landsberg am Lech



„Ihr Haar wird aber auch schon sehr licht. Haben Sie unser neues Haarmittel schon benutzt?“

„Aee, davon kommt's nicht.“

Deutlicher Wink.

Der lästige Besuch will und will nicht gehen. Einmal sagt er:

„Es ist wirklich recht gemächlich bei Ihnen.“

Bemerkte die Frau des Hauses:

„Da haben Sie recht — besonders, wenn mein Mann und ich allein sind.“

*

„Der Hut ist ja recht jugendlich! Aber haben Sie nicht einen, der noch etwas jünger macht?“

„Dann nehmen gnädige Frau wohl am besten eine Babykappe.“

Humor- und Rätsel-Ecke

Beharrlich.

Neulich wartete ich beim Schwedenplatz auf einen Stadtbahnzug. Da hörte ich eine kindliche Stimme:

„Papa, da ist eine Woge!“

„Man sagt nicht Woge, sondern Waage.“

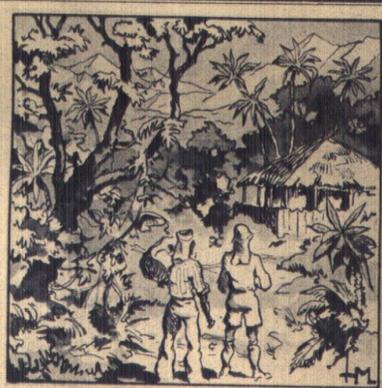
„Papa — gib mir einen Groschen — ich möchte mich waagen.“

„Man sagt nicht waagen, sondern wiegen.“

„So, Papa — jetzt hab ich mich fein gemiegt.“

„Man sagt nicht gemiegt, sondern gewogen.“

„Ach, Papa, schau! Da ist noch eine Woge.“



Wo ist der Besitzer der Urwald-Farm?

Sie hat recht.

Die Lehrerin erzählt den Kindern von den Vögeln: „Es sind zweibeinige Wesen mit Federn.“

Meldet sich Klein-Elschen: „Fräulein, ich weiß ein vierbeiniges mit Federn.“

„So etwas gibt's ja gar nicht, Elschen.“

„Doch, Fräulein, das Bett.“

Krähenfüße.

Vater: „Ist diese Depesche aber unleserlich.“

Der kleine Max: „Da haben gewiß Krähen auf dem Draht gefressen, Vati.“

S. O. S.

Als bei der Aufführung eines miserablen Theaterstückes viele der Besucher mitten im Spiel flüchteten, erhob sich plötzlich ein Herr und rief mit lauter Stimme:

„Halt! Zuerst die Frauen und Kinder.“

Umstellungs-Rätsel.

Brakel, Stearin, Breslau, Strich, Rhone, Alvin, Sense, Vitaneil, Stroh. Man stelle die Buchstaben obiger neun Wörter um, so daß neue Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben ergeben alsdann ein ländliches Volksfest.

Auflösung des Illustrierten Kreuzwort-Rätsels:

Waagrecht: Banane, Sarg, Brot, Wfedom.
Senkrecht: Adria, Raktus, Messer, Porto.
In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Hauptschriftleiter: Max Hohenester, Stellvertreter und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hildegard Mahler, Augsburg, Druck und Verlag: Haas & Grabherr, Augsburg.

Frau im Schatten

Roman von Fred Nelius

(4. Fortsetzung.)

Man drückte sich die Hand. Lührerode sah den schlanken, eleganten Mann aus seinem Blickfeld schwinden. Für immer, dachte er und überlegte in einem sonderbaren Zwiespalt des Empfindens: war das gestern wirklich alles so, wie Sibas es glauben machen möchte, oder lag ein Schatten auf dem Mann, den dort der Strom der Menschen aufnahm, etwas Unbestimmtes zwischen Schwarz und Weiß, ein Rätselhaftes zwischen Licht und Dunkel? Dann kam ihm zum Bewußtsein, Frau Maria Gutberg bleibt noch hier, sie ist allein, ich werde wieder ihre Nähe und ihre Anmut genießen dürfen.

Aber Lührerode wurde grenzenlos enttäuscht. Frau Gutberg kam nicht wieder zum Essen in den Speiseaal, weder mittags noch am Abend. Der Kellner sagte, als er befragt wurde, die gnädige Frau sei leider krank und ließe sich daher das Essen auf ihr Zimmer bringen. Abgesehen, sie reise auch schon in den nächsten Tagen. Ihr Bruder, der Herr Doktor, sei bereits fort. Frau Gutberg war an den beiden letzten Tagen nach der Abfahrt Sibans auch nicht mehr bei dem Kurkonzert zu finden, so sehr sich Lührerode auch nach ihrem Anblick sehnte. Eine maßlose Begierde hatte ihn erfaßt, ihre Nähe irgendwie zu spüren. Sollte er versuchen, durch das Zimmertelephon mit ihr zu sprechen? Aber sofort verwarf er den Gedanken, kaum daß er ihm eingefallen war. Das wäre aufdringlich gewesen und hätte sie vielleicht abgestoßen. Blicke wirklich nichts weiter übrig als verzichten? Hatte Marienbad ihm bereits gegeben, was es konnte? War der Traum ausgeträumt? Galt es, sich damit bescheiden und an der Erinnerung zehren? Am dritten Tage schickte er durch den Pagen Frau Gutberg Blumen in das Zimmer: eine Fülle wundervoller Orchideen, mit den besten Wünschen. Sie ließ ihm herzlich danken, weiter nichts.

Wieder war er grenzenlos enttäuscht. Er wartete noch immer auf ein Lebenszeichen oder auf ein Wiedersehen. So durfte diese Episode doch nicht für ihn enden. Alles Denken in ihm staute sich. Er versuchte vergeblich, sich mit Gründen der Vernunft darüber klar zu werden, daß die Sehnsucht, die er spürte, töricht und verfliegen sei. Sein Gefühl für diese Frau war überspitzt. Was wußte er denn überhaupt bislang von ihr? Daß sie schön und elegant sei, ja. Aber stimmte ihre Seele damit überein? Ihre Seele, die doch äußerlich nicht sichtbar war wie das Gesicht, die Haare, eine weiße Hand, ein schieferblaues, schönes Auge. Die Gedanken stiegen auf wie Seifenblasen und zerplatzten. Enttäuschung konnte ja nicht sein. Alle seine Zweifel sanken und verfanke in dem wallenden Gefühl der Sehnsucht.

Es war am dritten Tage nach der Abfahrt Sibans. Lührerode kam vom Mittagessen und ging wieder nach dem Kurplatz. Das Konzert der Kapelle hatte noch nicht angefangen, und nur wenige Menschen gingen um das runde Mittelstück auf und ab. Und wieder war es ähnlich wie damals, als er Doktor Sibas zum erstenmal gesprochen hatte.

Lührerode saß auf einer von den Bänken, die im Schatten standen. Die Sonne stach, eine wohlige und laue Schläfrigkeit besaß ihn. In einem Zustand zwischen Traum und Wachen saß er da, losgelöst vom klaren Denken, nur die Träume spannen bunte

Fäden. So saß er lange. Als das Kurkonzert begonnen hatte, sah er plötzlich eine Dame ganz in seiner Nähe, die ihm den Rücken zuwandte: schlank, groß, in weißem Kleide und mit schiefgelegter Kappe. Eine solche Frau gab es nur einmal: Maria Gutberg. Und wirklich, ein paar Atemzüge später drehte sie sich um und ihrer beiden Augen trafen sich. Dann judgte sie zusammen und trat unwillkürlich ein paar Schritte näher.

Lührerode hatte sich erhoben, um sie zu begrüßen: „Also doch noch einmal“, sagte er erfreut.

Und sie entgegnete, mit dem Versuch, ihrer Stimme kühlen Glanz zu geben: „Ich fahre heute abend. Mein Bruder ist bereits seit drei Tagen weg. Wissen Sie es schon: nach Zoppot?“

„Ja, ich weiß es, ebenso hörte ich von Ihrer Krankheit. Geht es wieder besser?“

Sie lächelte ein wehes Lächeln. „Es muß wohl gehen“, sagte sie. „Aber nun noch einmal mündlich meinen besten Dank für Ihre Wünsche und die wundervollen Blumen.“

Er sah sie an. Es schien ihm, daß sie sich verändert habe: sie war ernster und gereifter, gleichsam frauenhafter, mit einem an ihr fremden Ausdruck von Befangenheit und Schen. Die Menschen wandelten um sie her, und die Kurkapelle spielte einen Straußschen Walzer. Da sagte Lührerode: „Noch einmal komme ich mit einer großen, großen Bitte, gnädige Frau. Schenken Sie mir nochmals eine Stunde wie am ersten Morgen.“

Die Winkel ihrer Lider zuckten. Sekundenlang schloß sie die Augen. Vielleicht war sie schon entschlossen, doch sie sträubte sich noch einmal.

„Das wird kaum gehen, Herr von Lührerode. Ich muß

noch mancherlei erledigen vor der Abfahrt.“

„Wenn ich bitte? — Sehr, sehr bitte?“

Da gab sie nach. „Vielleicht bin ich Ihnen diese Stunde schuldig“ sagte sie, „für den Abend bei Borst.“ Sie fühlte, wie die Scham ihr in die Wangen stieg und ihr Herz zu schlagen begann. Aber nun war sie bereits gefangen. Wieder ging sie, wie schon einmal, an der Seite des Mannes, dessen Huldigung aus immer unwertvolleren Blicken zu ihr hinüberflamte.

Bald bog sie nach dem Walde ab und schlug den Weg zum Café Panorama ein. Wieder waren die Tannen, die begrünte Erde, die torallenroten Vogelfirschen um sie her, und wieder kam ihr schwer bedrückend das Bewußtsein, daß sie an der Seite Lührerodes schreite, als gehöre er zu ihr und sie zu ihm und als wäre nie etwas geschehen, was sie hätte trennen oder auseinandertreiben können. Dann sprach Lührerode mit einer Stimme, die vor Erregung verquält und heißer klang: „Nun ist alles aus. Wie ein kurzer, schöner Traum war dieses Kennenlernen, die wenigen Stunden des Beisammenseins mit Ihnen. Und nun kommt das Erwachen.“

Sie sah zu Boden und räumte mit dem Schirm ein Blättchen aus dem Wege. „Das ist immer so bei Träumen“, sagte sie und hatte Mühe, ihrer Stimme Klang und Festigkeit zu geben. „Abgesehen, da drüben liegt das Café Panorama. Ich weiß nicht einmal, ob es Ihnen recht ist, wenn wir dort den Kaffee trinken.“

„Alles ist mir recht. Selbstverständlich alles, was Sie wünschen.“ Sie sprach nichts mehr. Nur die Gedanken schwangen hin und her. Lührerode mühte sich, die Seligkeit dieser Stunde in sich



Mordnacht sah, die Mörderin Max Rotters gewesen sein? Die letzten Worte ihres Mannes bestätigten doch, daß kein Mörder eine Frau war.

Sonderbar! Warum ersteht vor ihr plötzlich die Gestalt Norma Evers?

„Meine Gedanken gehen falsche Wege“, murmelt sie, „was hat Norma Evers mit der Mordgeschichte zu tun?“

So sehr sich Maria auch der Gedanken wehrt, aber immer wieder kommen sie, tanzen um sie einen grotesken Reigen. Inbrünstig faltet sie nun die Hände und laut kommt es aus ihrem Munde:

„Nur einmal Klarheit, du lieber Herrgott, nur einmal!“

Dann verläßt sie das Zimmer.

In einem vornehmen Café der Karlsstraße sitzt Norma Evers und ihr gegenüber Willi Raschow, der Herr, der sie oft in ihrer Wohnung besucht.

Die Musik spielt einen neuen Schlager und die Gäste summen den Refrain mit. Der Geruch von Kaffee, Wein und Backwerk, vermischt mit Zigaretten- und Zigarettenqualm ist im Raum.

Norma und ihr Freund unterhalten sich ziemlich laut. Die Sprache Wille Raschows ist indelikat und man kennt es Norma an, daß sie sie verlegt.

„Einer Dame gegenüber könntest du dir einen anderen Ton angewöhnen“, sagt ziemlich scharf Norma Evers und wendet sich brüsk zur Seite. Willi Raschow lacht laut auf.

„Einer Dame wohl — aber dir — daß ich nicht lache, wer bist du denn, wer?“

„Schweig, elender Mensch, glaubst du, ich bin...“

Wieder das brutale Lachen Willi Raschows.



Das Alfred-Drexel-Haus im Hochrisgebiet, ein vom Reichsbahn-Turn- und Sport-Verein Freimann erbautes Unterkunftsbaus, wurde kürzlich in Anwesenheit sämtlicher überlebender Teilnehmer der deutschen Nanga-Parbat-Expedition eingeweiht.

„Wenn du nicht sofort einen anderen Ton anschlägst, verlasse ich das Lokal“, sagt Norma Evers mit zitternder Stimme.

„Geh doch, du kommst schon wieder“, antwortet rauh Willi und zündet sich eine Zigarette an. Unschlüssig steht Norma. Sie weiß nicht was sie tun soll. Man sieht es ihr an, daß sie sich vor dem Manne fürchtet. Und warum? Das kam so. Vor ungefähr einem halben Jahre hatte sie ihn kennen gelernt und seit dieser Stunde folgte er ihr wie ein Schatten. In Norma, die zwar anfangs ihre Abneigung ihm gegenüber offensichtlich zur Schau trug, stieg im Laufe der Zeit Mitleid auf für Willi Raschow, der alles über sich ergehen ließ, jede Laune ertrug und schweigend den Worten Normas gegenüberstand, wenn sie ihm sagte, daß sie ihn nicht lieben könne. Ein Geschehen, schwer und unheilvoll kam über Norma. In ihrer Verzweiflung hatte sie sich Willi Raschow anvertraut. Das war ein großer Fehler Normas, denn nun zwang er sie, ihm anzugehören, sonst würde er sie kompromittieren. Er hatte eine Waffe gefunden, die er immer gegen sie richtete, um sie seinen Wünschen gefügig zu machen.

Maria steht noch immer an derselben Stelle. Augenblicke gehen vorüber im peinlichen Schweigen und Warten.

Am Nebentisch sitzt ein Herr, der schon geraume Zeit die Szene nebenan beobachtet.

Als sich nun Norma zum Gehen wenden will, erhebt sich rasch Willi und faßt sie an den Handgelenken.

„Bleib!“ herrscht er sie an. Norma will ihre Hand von dem schmerzenden Druck befreien, doch um so fester faßt sie Willi. Ein unterdrückter Wehruf kommt über

Normas Lippen. Der Herr vom Nebentisch hat sich erhoben und tritt zu den beiden. Rasch faßt er nach Willis Hand und entwindet sie derer Normas.

„Ist das eine Manier mit Damen umzugehen, noch dazu in einem öffentlichen Lokal“, sagt der Herr und mißt Willi Raschow mit verächtlichen Blicken. Dieser fährt auf.

„Was kümmern Sie unsere Angelegenheiten, mein Herr, ich verbitte mir...“

„Menschen, die so inprudent handeln, haben sich nichts zu verbitten“, antwortet ruhig der andere und nimmt von der Stuhllehne den braunen Pelz Normas.

„Darf ich bitten“, sagt er.

Norma wirft einen ängstlichen Blick auf Willi, der nun über beide hinwegblickt, so, als wisse er, daß Norma nun zu seinen Günstigen spreche.

Dieses aber geschieht nicht. Sie schlüpft in den Mantel und geht an der Seite des Herrn, der mittlerweile seinen Mantel geholt hatte, dem Ausgang zu. Auf der Straße angekommen wendet sich der Herr ihr zu.

„Sie entschuldigen, mein Fräulein. Ist nun zwischen dem Herrn und Ihnen geschehen was wolle, ich konnte es nicht mehr mit-



Insel Reichenau



Eine optische Linse von 20000 Kilogramm Gewicht. In der Glasblätereierei von Corning ist jetzt eine neue optische Linse für eine amerikanische Sternwarte im Rohguß fertiggestellt worden. Die Linse hat einen Durchmesser von mehr als fünf Metern und ist 27 Zoll dick. Sie stellt das größte Stück Glas dar, das jemals gegossen wurde.



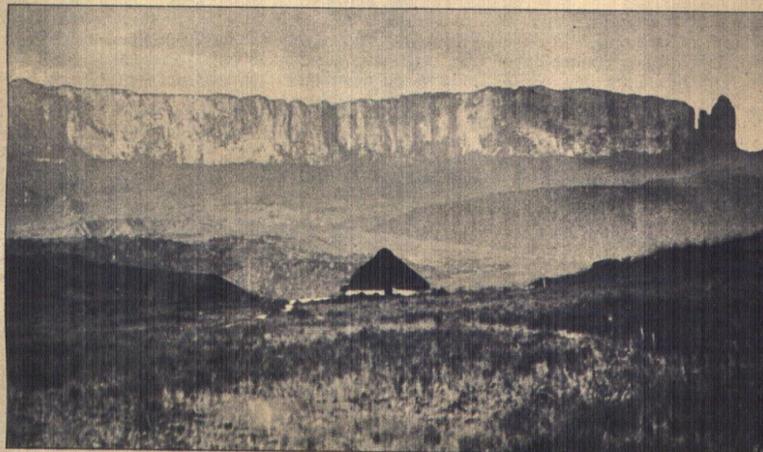
Der Häuptling aus: Th. Koch-Grünberg, „Am Roroima“ Manuel Pitá m. Gen. d. Berl. F. A. Brodhaus, Leipzig.

burutu ein Bild gemacht! Samburutu? Ich habe den Namen in den letzten Tagen öfters in ihren Gesprächen gehört, ohne weiter darauf zu achten. Jetzt mit einemal kommt mir wie ein Blitz die Erleuchtung. Es ist Schomburgk oder vielmehr die Brüder Robert und Richard Schomburgk, die ersten Weißen, die vor siebzig Jahren in diese Gegend kamen. Sie stehen bei den Indianern noch in gutem Andenken. Deutlich erinnere ich mich einer treffenden Zeichnung dieses schönen Wasserfalls in dem Reisebericht Richard Schomburgks. In den Erzählungen sind die beiden Brüder, die auch große Freunde der Indianer waren, in eine Person verschmolzen. Welch guten Eindruck meine Landsleute bei diesen lebenswürdigen Menschen hinterlassen haben, das zeigen mir die folgenden Reisetage. Es ergreift mich, wenn sie mir immer wieder von „Samburutu“ erzählen. Alle möglichen Einzelheiten wissen sie noch. Hier hat Samburutu gelagert, dort hat er längere Zeit gewohnt. An dieser Stelle hat er eine Indianerin durch den Biss einer Giftschlange verloren. Einmal hätten die Taulipang dem Samburutu einen am Spieß gebratenen Wollaffen vorgelegt. Er aber habe den Braten entsetzt zurückgewiesen. Es ist ja auch wirklich kein appetitlicher Anblick, dieser grinsende und Arme und Beine spreizende Geselle. Man kommt sich wie ein Menschenfresser vor. Später sei Samburutu weit nach Sonnenuntergang gezogen, über das Land der Majonggong hinaus, und von Süden über den Rio Branco hierher zurückgekehrt.

Und da gibt es noch Leute, die behaupten, die Naturvölker hätten keine Aelterlieferung! In einer knappen Stunde kommen wir vom Ruemelu in östlicher Richtung zu einer Taulipangiedlung am Bache Weltwoi-ute, wo uns ein freundlicher Empfang bereitet wird. Wir frühstücken gut und reichlich und machen einige kleine Handelsgeschäfte. Viel ist nicht da. Ein Mann bewegt sich mühsam an zwei einfachen Krüden vorwärts. Vor Jahren hat ihn eine Gift-

schlange gebissen, worauf das Bein bis unter das Knie abfiel. — Um Mittag sehen wir unsern Marsch nach Osten fort, entlang einem niedrigen Rücken, dem Rande des in Stufen abfallenden Tafellandes, der im Westen den Fall des Ruo bildet und uns den Ausblick nach Norden versperrt. Zwischen Quarzgeröll finden sich hier zahlreiche Bergkristalle. Rechts, gleichlaufend mit unserm Weg, zieht sich in größerer Entfernung das bewaldete Tal des Rutenang. Auf einigen Hügeln zu beiden Seiten des Flusses liegen drei weitere Indianerhäuser, die zur Zeit nicht bewohnt sind. Diese runden, mit spitz zulaufendem Dach geschützten, bräunlichen Strohhäuser fügen sich glücklich in das Gesamtbild des majestätischen Gebirgslandes ein und sind auch praktisch in der äußeren Form, da sie den Stürmen, die besonders zu Beginn der Regenzeit fast täglich darüber hinbrausen, keine größere Fläche entgegenstellen.

Um 1 Uhr erreichen wir den Rand der Hochfläche, und das weite Tal des Rutenang liegt nun frei vor uns bis zum Roroima, dessen mächtige Felsblöcke sehr nahe gerückt erscheinen. Der Weg führt von hier aus nach Norden, unmittelbar auf unser Ziel los. Schon geraume Zeit fesselt ein dumpfes Losen unsere Aufmerksamkeit. Wir biegen eine kurze Strecke nach Osten ab und stehen bald vor dem größten Fall des Rutenang, einem der Wunder Guyanas. Etwa 25 Meter hoch stürzt der Fluß in eine Schlucht und braust dann in donnernden Rastaden zwischen schroffen Felswänden zu Tal. Oberhalb des Hauptfalles verschwindet ein schmaler Arm in enger Spalte. Bewundernd steht man am Rande des Abgrundes und blickt in die Tiefe hinab und auf das großartige Bild, das der gewaltige Roroima wirkungsvoll abschließt. Moro-melu, „Fischfall“, nennen die Indianer diesen Katarakt, weil nach ihrer Sage die Fische zur Zeit des Hochwassers hier zusammenkommen, um ihre Tanzfeste zu feiern. Im Sommer, zur Zeit des niedrigen



Die schroffen Felswände des Roroima rücken näher und näher. Aus: Th. Koch-Grünberg, „Am Roroima“ mit Gen. d. Berl. F. A. Brodhaus, Leipzig.

Wasserstandes, kommen die Taulipang von weit her, um die vielen Fische, die sich in dem tiefen Becken am Fuß des Absturzes sammeln, mit dem Gift einer Schlingpflanze zu fangen. Sie beziehen dann zum Teil kleine Hütten, die man hier und da im Tal und auf den umliegenden Höhen zwischen den größeren Häusern sieht.

Photographieren ist mit Schwierigkeiten verknüpft, da man vom Ufer aus keinen Überblick über den Fall hat. Ich springe auf einen aus der Tiefe ragenden Felsen und krieche dann vorsichtig auf dem Bauch weiter, bis ich den geeigneten Punkt habe. In dieser nicht ungefährlichen Lage mache ich meine Aufnahmen. Und doch — wie wenig gibt die kalte Photographie dieses farbenprächtigen Bild wieder!

Ungern scheiden wir vom Moro-melu und erreichen nach kurzem Marsch die Niederlassung Ronta, ein größeres rundes Haus, unser heutiges Nachtquartier. Nur eine lebenswürdige Alte und ihre hübsche Entlein sind anwesend. Essen und Trinken stehen bereit. Die Leute sind genau über unsere Bedürfnisse unterrichtet, das merkt man

Ist es, was mir verdächtig erscheint — das ist eine Dame in braunem Pelz, gerade so eine Gestalt, die Sie in der Mordnacht sahen. Täglich war ich nun im Friedhof, um die Person zu sehen, aber umsonst, von dem Tage ab blieb die Blumenspenderin aus. An verschiedenen Stellen hab ich Nachfrage gehalten und nur in Erfahrung gebracht, daß mehrmals ein Auto vor dem Friedhofe hielt und eine große, schlanke Dame demselben entstieg, sich einige Augenblicke im Friedhofe aufhielt und dann die Hauptstraße der Stadt zuzufuhr.

Liebe Frau Rotter! Könnten Sie mir vielleicht Mitteilung machen, ob Sie eine Ahnung haben, wer die Dame sein könnte. Tun Sie es möglichst bald.

Ich grüße Sie herzlichst und zeichne hochachtungsvoll
Stuber,
Polizeikommissär.

Marias Augen gehen gedankenvoll zum Fenster in den sinkenden Tag hinaus. Die Sache wird immer rätselhafter, denkt sie, immer verworrener. Sollte vielleicht doch die Frau, die sie in der

Tragödie um Maria

(6. Fortsetzung.)

„Sehr geehrte Frau Rotter!

Nach einigen Wochen des Schweigens und angestrengter Arbeit will ich Ihnen geehrte Frau einige Mitteilungen im Falle ‚Rotter‘ geben. Wohl möchte ich vorausschicken, daß wir so viel wie gar nichts zu einer Verdachtsbegründung in der Hand haben. Der Fall ist seltsam, ja rätselhaft. Nichts ist zu ergründen. Überall wo wir glaubten etwas zu entdecken, war unsere Mühe umsonst. Nur eines — an dem ich mich festklammere — bis vor kurzem war das Grab Ihres Mannes immer mit frischen Blumen geschmückt. Waren es nun Rosen, Chrysanthemen oder andere Blüten der reichen Flora. Mich machte der Friedhofswärter Martin darauf aufmerksam, weil es ihn wunderte, da er doch weiß, daß Sie in München sind. Einmal war es ihm möglich, den Spender zu sehen und — das



Vorleseabend

Zur Woche des deutschen Buches vom 4. bis 11. November 1934



Der von vielen Filmen her bekannte deutsche Rin-tin-tin in seiner mit Filmbildern ausgeschmückten Kojе in der ersten Berliner Reichstieger-Ausstellung des Reichsverbandes für das deutsche Hundewesen für Hunde aller Rassen.



Doppel-Einssegnung im Kronprinzenhaus.

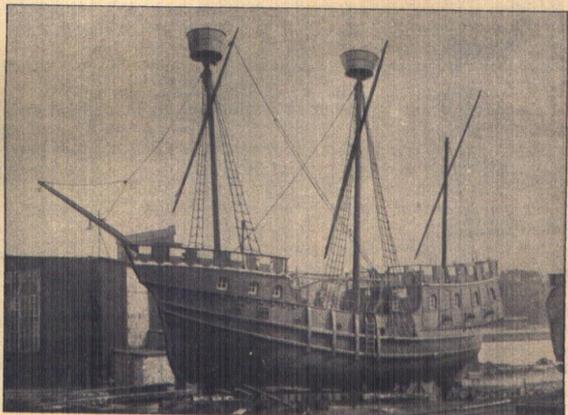
Im Schloß Cecilienhof in Potsdam fand am 22. Oktober die Einssegnung der beiden Töchter des Kronprinzen, der Prinzessinnen Alexandrine und Cecilie, statt. An der Familienfeier nahm auch Königin Alexandrine von Dänemark, eine Schwester der Kronprinzessin, mit ihrem älteren Sohn, dem Kronprinzen Friedrich von Dänemark, teil. — Gruppe der Festteilnehmer im Park des Schloßes. In der Mitte die Kronprinzessin mit ihrer Schwester, der Königin von Dänemark. Dahinter der Kronprinz mit den beiden Konfirmantinnen, Prinzessin Cecilie und Prinzessin Alexandrine. Rechts Prinz August Wilhelm und der ehemalige Großherzog von Mecklenburg.



Empfang des Arbeitsdienstes im Garten des Propagandaministeriums.



Das Staatsbegräbnis für den verstorbenen Heerführer des Weltkrieges Generaloberst von Kluck am 24. Okt. auf dem Stahnsdorfer Waldfriedhof. Generalfeldmarschall v. Mackensen und der Chef der Heeresleitung, General der Artillerie v. Fritsch, geleiteten die Witwe des Verstorbenen zur Gruft.



Die historische Hansekogge in Lübeck.

Die im Lübecker Dock liegende Nachbildung einer Hansekogge wurde im Jahre 1926 zu der damals stattfindenden 700-Jahr-Feier der freien und Hansestadt Lübeck geschaffen und zwar aus dem kräftigen eichenen Rumpf eines alten Küstenseglers, der von seinem Besitzer längst aufgegeben war und in einem verschwiegenen Winkel des alten Lübecker Stadtgrabens schon seit Jahren, vom Wasser überspült, sein Dasein als seegehendes Fahrzeug eigentlich beendet hatte. Er wurde auf Elip gezogen und bei der vorgenannten Prüfung stellte sich heraus, daß die Verbände noch größtenteils gesund und das Fahrzeug in seiner Form für den gedachten Zweck geeignet war.



Eines der verbreitetsten Schillerbildnisse. Stahlstich von A. Schultheis nach dem Delgemälde von Ludovika Simonowitsch aus dem Jahre 1794. Original heute im Besitze des Schillervereins zu Marbach.

Zum 175. Geburtstage Friedrich von Schillers



Schillers Geburtshaus in Marbach am Neckar. Der große deutsche Dichter wurde am 10. November 1759 in Marbach geboren und starb im Jahre 1805 in Weimar.

aufzunehmen und wie etwas Köstliches in seiner Seele zu verschließen. Es war ihm wie Enttäuschung, als sie in das Café Panorama, unter Menschen kamen.

In dem durchsonnten Lannicht tönten Geigenklänge. Ein Drehstiel spielte. Hinter schlanken Tannen sahen an gedeckten Tischen Frauen, hütlos und in leichter Sommerkleidung, Herren in Wander- oder Sportanzügen. Sie tranken Kaffee, aßen Kuchen, lächelten, rauchten, plauderten. Kellner liefen mit erhobenen Tabletten hin und her. Mädchen in der bunten Egerländer Tracht trugen Kuchenteller, Boys in schmudem blauem Pagendreß veräußerten Zigaretten oder Ansichtskarten.

Frau Gutberg hatte bewußt dies Ziel gewählt, denn sie scheute das Alleinsein mit Lühgerode in dem Wald. Jetzt ging sie auf ein kleines Tischchen zu, das etwas abseits stand, deutete auf einen Stuhl und setzte sich.

Eine seltsame Befangenheit stand zwischen beiden. Lühgerode war die Kehle wie zugeschnürt. Unwirklich und traumhaft schön erschien ihm dies Zusammensitzen, doch zum Greifen deutlich. Tiefes Staunen und Beglücktheit überkamen ihn. Er fühlte nur den einen Wunsch und das Verlangen: möchte es so bleiben, lange... diese unentwerbare Zweifamkeit mit der geliebten Frau... alles weit entfernt, was Kampf und Lärm und Hast bedeutet. Hier war der Mittelpunkt der Welt, so schien es ihm, Seligkeit und Ruhe.

„Sie sind so schweigsam, Herr von Lühgerode?“ fragte Frau Maria Gutberg, die erkennen mochte, daß etwas ihn bewege.

Da sah er auf und seine Augen tauchten in die blaue Flut der ihren.

„Nichts, nichts, nur möchte ich etwas fest in mir verschließen, so fest, daß es nie verloren gehen kann.“

„Und was ist das, was Sie so verschließen möchten?“

„Diesen Augenblick, diese Stunde, das Gefühl des Neben-Ihnen-Sitzens.“

Ihre Augen flirrten. Dann fühlte sie, daß Lühgerode ihre Hand ergriff und an die Lippen führen wollte.

„Nicht so. Bitte nicht. Ich müßte sonst bereuen, daß ich Ihnen diese Abschiedsstunde schenkte.“

Er erstaunte, fühlte sich beschämt, zurechtgewiesen und lehnte sich zurück. Da beugte sie sich vor auf ihren Kuchenteller und ließ den Köffel leise an die Tasse zittern.

„Nun haben Sie mich sicher mißverstanden, Herr von Lühgerode. Aber dennoch möchte ich, daß Klarheit zwischen uns besteht, und darum bin ich lieber offen, wenn vielleicht auch ungeschickt. Sie halten mich vielleicht für eine andere, als ich wirklich bin. Vielleicht sehen Sie zuviel in mir und andererseits zu wenig. Sie kennen mich ja überhaupt noch gar nicht. Sie sind Offizier und müssen daher wählweise in Ihrem Umgang sein. Ich aber habe gleichfalls meinen Stolz. Ich bin kein Gegenstand zum Klärt, wie viele andere Frauen, keine von den Frauen, die nach einer Sensation und einem flüchtigen Liebesabenteuer Sehnsucht haben und dafür zu haben sind — — —“

Blötzlich brach sie ab. Lühgerode fühlte, wie ihm die Röte in die Stirne stieg. Dann vereiste sein Gesicht und wurde hochmutsstarr. Da reichte sie ihm impulsiv die Hand hinüber. „Nun habe ich Sie gar verlegt. Nein, das wollte ich nicht tun. Verzeihen Sie.“

Er griff rasch versöhnt nach ihrer Hand und ließ sie nicht. Seine Züge waren weich geworden, die Stimme hatte ihren kühlen Glanz verloren und klang selbstsam warm und innig in der fiebernden Erregung, die sein Herz erfüllte.

„Verlegt? Nein, das ist es nicht. Nur, wie soll ich Ihnen sagen, was ich für Sie fühle, ohne unartig oder aufdringlich zu scheinen? Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich nur ein Liebesabenteuer oder eine Sensation an Ihrer Seite suche. Das liegt hinter mir. Die Ehre einer Frau steht mir zu hoch für solche Dinge. Umso stärker ist die Liebe und Verehrung, die ich für Sie fühle. Aus allem, was ich sehe, bilden Sie mich an. Ich versuche gewaltfam, mich von Ihnen frei zu machen und Ihr Bild in mir zu verwischen, aber es ist stärker als ich.“

Sie erblakte jäh und lehnte sich zurück. Lühgerode hielt noch immer ihre Hand.

„So was kommt wie Schicksal über einen, gnädige Frau. Man hat keine Macht darüber. Ich fiebere in der Sonne und im Schatten. Ich bin krank. Sehen Sie es nicht?“

Sie schlug die Augen auf, die waren matt und hilflos, beschwichtigend und baten: „Still, still, nicht weiter. Kommen Sie, wir wollen gehen.“

Lühgerode rief die Kellnerin und zahlte. Frau Gutberg war vorangeschritten. Sie ging so schnell, als ob sie ihm entfliehen wolle. Sie war schon hinter einer Wegbiegung, ehe er den Tann erreichte. Durch das dunkelgrüne Füllgrün der Stämme leuchtete der blaue Nachmittagsstern. Der Rittmeister eilte, um ihr nachzukommen, holte sie ein und ging an ihrer Seite. Frau Gutberg hatte das Gesicht gehoben, und im Schattenspiel der Sonne mit den Stämmen, in diesem zauberhaften Licht erschienen ihre Züge wie verklärt. Da sprach Lühgerode, und die tiefe Traurigkeit und Sehnsucht, die er fühlte, zitterten in seiner Stimme:



Der Dresdner Dichter Otto Prommer feiert am 22. November seinen 60. Geburtstag.

„In wenigen Stunden fahren Sie. Dann ist der Traum zu Ende.“

„Zu Ende, ja.“ Sie wiederholte es und fühlte, wie ihr Herz bei dem Gedanken schmerzte. Aber schon beim nächsten Herzschlag, unter einem hilflos weiblichen Empfinden, fügte sie hinzu: „Ein Traum — — das muß es sein. Und vielleicht ist es gut, daß es so ist.“ Sollte sie ihm sagen, was sie als Gefühl behalten und nicht über ihre Lippen bringen durfte? Daß auch sie der Stunde Köstlichkeit empfand, daß sie seine Stimme wie Musik in ihren Ohren fühlte, daß sie seine Hände stark fand und sich danach sehnte, von ihnen geführt zu werden? Lühgerode hatte nach Maria Gutbergs Hand gegriffen und hielt sie fest. Die weichen, schlanken Finger brannten in den seinen und er fühlte den erregten Pulsschlag, der von ihr zu ihm hinüberbede. Bei diesem Fühlen lief ein Zittern durch ihn hin, ein Wirbel, der ihn taumeln machte und mit grenzenlosem Glücksgefühl erfüllte.

Dann brach es aus ihm aus wie ein Strom, der seine Ufer übersteigt und alle Dämme niederreißt: „Maria“, sagte er. „Erfüllen Sie mir einen letzten Wunsch. Ich fiebere danach, meinen Arm um Sie zu legen und Ihre Lippen mit den meinen zu berühren. Nur einmal... ein einziges Mal.“

Sie legte mit einem so unsagbar bittenden und weichen Ausdruck ihrer großen blauen Augen ihre freie Hand beruhigend auf den Arm von Lühgerode, daß er sie hätte an sich reißen mögen.

„Nein, nicht so. Ich will nicht etwas mit mir nehmen, was ich

nie vergessen könnte, und trotzdem vergessen müßte. Bitte, quälen Sie mich doch nicht so unsagbar, Herr von Lühgerode.“

An Stelle einer Antwort zog er ihre Hand an seine Lippen. Er sagte „Du“ und konnte es nicht anders. Seine Augen liebten sie. „Quäle ich dich denn? Ich will dich küssen, und der Kuß soll als Gelöbnis bleiben zwischen uns für alle Zeiten.“

„Wissen Sie denn, was Sie tun und sprechen?“ fragte Maria, und ihre Augen waren dunkel von verhaltenen Tränen. „Sie sehen mich doch nur in der bengalischen Beleuchtung einer vielleicht flüchtigen Leidenschaft, mein armer Freund. Sie wissen nichts von mir und meiner Seele. Vielleicht bin ich schlecht, abgrundschlecht. Ich bin vielleicht so schlecht, daß Sie sich meiner schämen müßten.“

Lühgerode stöhnte auf. Das waren Worte, die wie Geißelhiebe auf die Seele fielen. Quälende Gedanken durchzogen sein Gehirn. Er dachte an den Abend bei Borst, an die Szene zwischen Doktor Eiban und Graf Zamons. Gab es Hintergründe, die er noch nicht kannte, noch nicht überblicken konnte? Fiel irgendwelche Schatten auf die Ehre dieser Frau? Er schüttelte die quälenden Gedanken ab. Das war ausgeschlossen, Unsinn. Solche Augen wie die Marias logen nicht. Warum quälte diese Frau sich selbst und ihn? Es war doch nur die Sprödigkeit und Herbheit ihrer Seele, die da zum Vorschein kamen. Er hätte auf den Knien vor ihr liegen, sie wie eine Heilige umfassen mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Theo Koch

Vor 10 Jahren — am 8. Oktober 1924 — starb an den Folgen einer Malaria einer unserer bekanntesten Forschungsreisenden und Ethnologen, Theodor Koch-Grünberg, während einer Expedition zu südamerikanischen Indianern. Wir bringen mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig, einen Abschnitt aus dem jetzt von seiner Witwe herausgegebenen feststehenden Reisebericht „Am Koroima. Bei meinen Freunden, den Indianern vom roßen Koroima“.

Zum Koroima

... Auf eine kalte Nacht folgt ein klarer Morgen. Mit dem ersten Sonnenstrahl marschieren wir ab. Alles ist in gespannter Erwartung. Heute sollen wir den Koroima sehen! Wir ersteigen eine steile, ostweßlich ziehende Sandsteintette, die nach Süden in Terrassen abfällt. Keuchend klettern wir zum Rand empor. „Koroima! Koroima!“ jubeln die Indianer. Noch in weiter Ferne, aber in der klaren Luft deutlich sichtbar, liegt das Ziel vor uns. Trunken schweift der Blick über das weite Hochland und haftet auf der gewaltigen Koroimagruppe, die hoch über ihrer Umgebung hinausragt und durch ihre eigenartige Form überrascht. Riesigen Felsburgen ähnlich erheben sich zwei Felsstolze, durch einen tief eingeschnittenen Gebirgspfad voneinander getrennt, etwa 1500 Meter hoch über das umgebende Tafelland. Der westliche Felsen wird von den Indianern Kufenang genannt, der östliche ist der eigentliche Koroima. Beide sind äußerlich fast gleich an Gestalt, zwei Sandsteinwälle mit abgeflachtem Gipfel und am oberen Teil leuchtend abfallenden Wänden. Weiter im Norden türmen sich der Riesentegel des Marima, der breite Block des Jwaletalima und andere ähnlich geformte Tafelberge empor, die sämtlich zur Koroimagruppe gehören. Es ist ein unbeschreiblich großartiges Bild, das man niemals vergißt, wenn man es einmal gesehen hat!

Jögernd reißen wir uns los und schreiten in nördlicher Richtung allmählich abwärts und über eine Hochfläche. Sie ist von einem Sumpf ein-

genommen, der im Hochsommer größtenteils austrocknet. Der Bach Ruaima durchfließt ihn und verliert sich stellenweise in ihm. Er hat seinen Namen von den zahlreichen Mauritiapalmen (Kua), die in ihrer stolzen Schönheit immer wieder das Auge entzücken. Es ist ein anstrengender Marsch. Die Träger springen trotz ihrer schweren Last gewandt von einem Grasinseln zum andern. Wir ungeschickten Europäer sinken mehrmals zur Freude der Indianer bis an den Bauch in den braunen Schlamm. Bald gelangen wir in das Tal des Kufenang, der von einem schmalen Gürtel lichten Waldes eingefasst ist. Er ist hier etwa 25 Meter breit, aber aufsehenerregend recht tief. Im Hafen liegt ein Rindenboot, klein wie ein Kindespielzeug.

In schwankendem Einbaum, den einer meiner Taulipang vom andern Ufer holt, setzen wir über und lagern im Walde, geplagt von unzähligen Stechmücken, die auf der freien Savanne jetzt gänzlich fehlen.

Der Kufenang kommt vom gleichnamigen Felsen der Koroimagruppe, fließt zunächst nach Süd-



Tauligang-Mädchen. Aus: Th. Koch-Grünberg „Am Koroima“ mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig.

den, nimmt dann eine westnordwestliche Richtung an und vereinigt sich mit dem Yuruani, der auf der Nordseite des Kufenangfelsens entspringt. Beide Flüsse bilden zusammen den Caroni, den größten rechten Nebenfluß des unteren Orinoko. Die Indianer nehmen den Yuruani als den eigentlichen Quellfluß des Caroni an, in den sich der Kufenang ergießt.

Die Nächte werden immer kühler. Um 6 Uhr morgens zeigt das Schleuderthermometer erst 17,2 Grad Celsius, ein Beweis, daß wir stetig höher steigen. Ein zweistündiger Marsch in nordöstlicher Richtung über die wellige Savanne bringt uns zum Kue-ute, einem rechten Nebenfluß des Kufenang. Auf meinem starken Vere reite ich hindurch. Das Wasser reicht ihm bis zum Hals. Aus der Ferne dringt ein Brausen zu uns herüber. Es ist Ruemeli, der „Fall des Kue“. Die Indianer führen mich zu einer nahen Anhöhe, von der sich wieder ein herrliches Bild dem entzündeten Auge bietet. Aber eine senkrechte Wand von etwa 30 Meter Höhe stürzt das flüchtige hinab und verschwindet dann in zahllosen Kaskaden in dem üppigen Pflanzenwuchs seines engen Tales.

Als ich den Fall fotografierte, sagte mir ein Taulipang: „Vom Ruemeli hat auch Sam-



Blasrohrschützen auf der Jagd.

Aus: Theodor Koch-Grünberg „Am Koroima“ mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig.